

# Der neue Aloysli

Autor(en): **Hindemann, Annie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **23 (1919)**

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574353>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Der neue Aloysli.

Erzählung von Annie Hindemann, Luzern.

An unserm hellen, fröhlichen See erhebt sich ein langgestreckter, schwarzbewaldeter Berg von ernsthaftem, fast mürrischem Aussehen. Doch tritt er nicht ganz bis zum Wasser hinan, sondern gewährt großmütig einem Streifen welligen Wiesenlandes Raum, das mit seinen unzähligen Obstbäumen anzusehen ist wie ein lieblicher Garten.

Jene Gegend zwischen dem Berg und dem See heißt „Im Himmelreich“.

Ein Fußweg führt quer hindurch, von der Schiffstation A... zum Dorfe A..., vorbei an den wenigen Höfen, die zerstreut in die Wiesen gebettet liegen, — ein ungeberdiger, kleiner Weg, bald fällt er, bald steigt er; bald will er nach rechts abbiegen, bald nach links; bald ist er sanft, öfter noch rauh und steinig. Aber an warmen Sommerabenden ist es doch schön, dort zwischen den Wiesen hinzugehen. Die Luft riecht nach Heu, hie und da weht auch ein Tannendüftchen vom Berg hernieder, der See schimmert wie Perlmutter, rosig, bläulich, grün und violett. Und See und Wald, Himmel und Wiesen, die ganze Welt ist anzusehen, als hätte sie just eine große Freude erfahren und möchte nun recht ungestört und stille darüber sinnen — den ganzen Abend und die ganze Nacht.

Und was willst denn du dabei? Auf dem holperigen Wege knarren deine Schritte laut und ungeschickt in das Schweigen.

Ist denn niemand hier, der deine Sprache spricht?

Niemand!

Das kleine Häuschen, rechts am Wege mit seinen geschlossenen Fensterläden scheint unbewohnt. Die dickköpfigen Dahlien im Gärtchen gebärden sich so selbstbewußt, als wären sie hier die Herren und Meister.

Horch, aus der Ferne tönt Kindergeschrei und Hundegebell!

Da, wo der Weg die Höhe erklommen hat, steht ein großes Bauernhaus, ganz versteckt zwischen Birn- und Nufsbäumen. Am Wiesenhang daneben sitzt eine kleine Gesellschaft im Grase versammelt: sechs Kinderlein und ein Hund. Die Kinder

sehen dich halb neugierig, halb verlegen an; aber der weiße Spiz, der läßt sich nicht verblüffen, der saust dir heulend entgegen, um dann plötzlich doch kleinlaut den Schwanz einzuziehen und den Rückzug anzutreten.

Immerhin: er hat Mut bewiesen. Sechs Augenpaare verfolgten sein jedes Vorgehen mit Bewunderung.

Da ist zuerst der Franzli, der Älteste. Der geht nächste Ostern zur Schule. Glänzendbraune Augen hat er, ein Näschen, so zierlich wie das eines Mädchens, die Oberlippe ragt ein wenig über die untere hinaus und ist in der Mitte mit einer kleinen Spitze versehen.

Das Serafineli und das Agnesli, die beide fünf Jahre alt sind, gleichen ihm zum Verwechseln. Nur, daß sie Röckchen tragen und mit zwei dünnen, braunen Zöpfchen geschmückt sind.

Das Berteli mit vier und das Anneli mit drei Jahren unterscheiden sich von den ältern Schwestern wiederum nur durch Größe und Haartracht. Sie sind fünf Zentimeter kleiner und ihre kurzen Härchen sind nicht geflochten, sondern hängen offen.

Aber nun der Aloysli!

Der wird mit Stolz gezeigt. Er zählt zwei Jahre. Sein etwas großer, runder Kopf ist mit einem dichten Gewirr goldgelber Röllchen bedeckt. Er hat rote, dicke Backen (die der Geschwister sind schmal und bräunlich-blaß), das schmutzige Näschen und die vergnügten kleinen Augenlein verschwinden beinahe darin; desto mehr Platz nimmt der breite Mund ein.

Schön ist er nicht, der Aloysli; aber seinen Geschwistern scheint er dennoch ungeheuer zu gefallen. Sie haben recht: Schönheit ist keine Tugend, wohl aber Liebenswürdigkeit. Und Mutter Odermatt pflegt von ihrem Jüngsten zu sagen: „Der Aloysli hat halt ein heiteres Gemüt; das hat er vom Vater!“

Die andern Kinder sind mehr nach ihr geartet — innerlich und äußerlich.

Der rosige Widerschein im See beginnt zu verblasen, die Dämmerung bricht ein. Im Hause ist eine Lampe angezündet

worden, gelb fällt ihr Licht in den blau-dunkelnden Abend heraus.

Du sehest den Weg fort; die Kleinen nehmen ihr Spiel, das dein Erscheinen unterbrach, wieder auf, ein herrliches Spiel, das sie selbst erfunden haben: der Franzli oder das Serafineli geben dem Moysli einen kleinen Stoß und dieser rollt jauchzend den niedrigen Rain hinunter, bleibt im weichen Grase eine Weile liegen und erhebt sich dann schwerfällig, um auf allen Vieren schnaufend und ächzend bergan zu kriechen. Oben erwartet ihn unerbittlich wieder das gleiche Schicksal; aber sein Vergnügen und seine Kräfte erlahmen nie, und die Geschwister begleiten seine Anstrengungen jedesmal mit vermehrtem Gelächter.

Wie sollten sie nicht fröhlich sein? Heut Abend gabs Kirschchen zu Brot und Suppe (noch sind die Zähne und Finger blau davon), sie wissen ein schönes Spiel und werden morgen ein noch schöneres erfinden; und das rosige Licht, das eben im See verglimmt und der heimatische Lampenschein, der aus dem Fenster strahlt, die gehören auch zu ihrer Freude. Aber das wissen sie selber nicht, die sechs Feierabendleutchen.

Es ist September geworden. Der Josef Odermatt, von dem bis jetzt noch nicht die Rede war, weil er immer hinter seiner großen Schiefertafel steckt oder beim Vater, im Stall und auf dem Felde, kommt aus der Schule heim, ganz naß; denn es nebelt heut und ist schon herbstlich kalt.

„Wir haben Vakanz!“ berichtet er. „Das Küttel-Marie hat die Diphtheritis!“

In den nächsten Tagen folgt eine Unglücksbotschaft der andern. Der Adolf Guter, der Sohn des Schullehrers, das Franzli Stalder, das Kösi Küttel sind auch krank. Das Marie Küttel liegt im Sterben.

Bei Odermatts geht alles gut, bis am sechsten Morgen die Mutter schneebleich zum Vater sagt, der Moysli gefalle ihr nicht, sie wolle ihn wieder ins Bett legen.

Als die Kinder am Mittag aus dem Gemüsegarten kommen, wo sie gejätet haben, ist der Vater noch nicht da. Er ist ins Dorf gegangen zum Doktor.

Am Abend ist's gewiß: Der Moysli hat die Diphtheritis! Wie das wohl aus-

sieht? — Aber sie dürfen nicht zu ihm. Sie sitzen vor dem Haus und sprechen kaum.

Dann kommt der Vater mit einem großen Bündel unter dem Arm. Er gibt auf keine Frage Antwort.

„Marsch, Marsch!“ sagt er, und nun geht's straxab bis zum Häuschen, wo die Blättler-Marie wohnt, die keine Kinder, nur einen tauben, kranken Mann hat.

Da sollen sie über Nacht bleiben, sagt der Vater. Er ist ganz bleich, und auf seiner Stirn, unter den blonden Haaren stehen große Schweißtropfen.

„Und der Josef?“

„Hat auch schon Halsweh!“

Die Blättler-Marie macht ihnen Eierschnitten mit Zucker und Zimt darauf. Ihr Mann sitzt in einer Ecke, raucht seine Pfeife, murmelt unverständliche Worte und sieht die Kinder böse an, so daß sie zu keinem rechten Genuß kommen.

Dann müssen sie schlafen gehen. Am nächsten Tag dürfen sie noch nicht heim, am übernächsten wieder nicht, und so gehen ein paar Tage vorüber.

Aber auf einmal macht die Tante ein betrübtes Gesicht und sagt, der Moysli sei gestorben. Übermorgen sei „Begräbnis“.

„Begräbnis“ ist eine merkwürdige Sache, mit schwarzen Kleidern, viel großen Leuten, die einem alle Aussicht versperren und sich schneuzen. Der Regen fällt auf die vielen glänzenden Regenschirme, man bekommt nasse Füße und möchte gern heim. Aber es geht nicht heim, es geht wieder zur Blättler-Marie, die jeden Tag böser und ungeduldiger wird; denn der Josef sei immer noch nicht gesund.

„Und der Moysli?“ fragt das Serafineli einmal, „liegt er immer noch im Bett?“

„Was fällt dir aber auch ein!“ schnauzt die Tante und geht in die Küche.

Endlich kommt der Tag, da sie heimgehen dürfen.

Der Moysli ist nicht unter dem Nußbaum. Das Agnesli steigt die Treppe hinauf und sucht ihn in seinem Bett im Elternschlafzimmer. Das ist sauber zugedeckt, aber der Moysli liegt nicht darin.

Da kommt die Mutter herein und hinter ihr die vier Geschwister, und die Mutter

sagt, der Moysi sei im Himmel beim lieben Gott und komme nicht mehr zurück.

„Aber nächstes Jahr doch?“ fragt da der Franz, der alles Außerordentliche vom nächsten Jahr erwartet, wo er ja auch in die Schule muß.

Das Serafineli fängt an zu weinen, und das Agnesli macht ein zornmütiges, zinnoberrotes Gesicht mit Runzeln zwischen den Augen, als wolle es gegen diese Neuordnung der Dinge, bei der man es nicht um seinen Rat gefragt und die gar nicht seine Billigung hatte, sogleich energisch protestieren. Die zwei ganz kleinen aber schließen sich dem Serafineli an und es tönt jammervoll durch das große Haus, das ihnen auf einmal so leer erscheint — und es ist doch nur der kleinwinzige Moysi daraus verschwunden.

„Aber nächstes Jahr!“ beharrt der Franz.

Da kommt der Mutter ein Gedanke. „Nun ja,“ sagt sie, „zu Weihnachten hat mir der liebe Gott wieder ein kleines Kind versprochen, und wenn ihr brav seid bis dahin und recht betet, so schickt er uns vielleicht den Moysi wieder, statt eines ganz fremden, das wir noch nicht kennen.“

Das leuchtet ihnen ein. Der Franz kann sich noch wohl besinnen, wie der Moysi zum ersten Mal gekommen ist: Die Engel hatten ihn zur Mutter ins Bett gelegt.

Sie nehmen sich also vor, zu beten und brav zu sein, damit der liebe Gott auch ja ein Einsehen habe und trollen sich ins Freie.

Aber unter dem Nußbaum gefällt es ihnen nicht mehr recht. Es fehlt ihnen da etwas. Nachdem sich das Berteli umgedreht und „Moysi!“ gerufen hat aus alter Gewohnheit, gehen sie ein wenig zur Scheuer hinüber, wo das viele Holz unter dem vorspringenden Dache aufgestapelt ist. Dort setzen sie sich auf das dreistufige Treppchen, das zur Türe hinauf führt.

„Es geht jetzt halt noch lang!“ bemerkt das Serafineli tiefsinnig mit einem schweren Seufzer, und das energische Agnesli schlägt vor, ein wenig zu beten. Vielleicht komme er dann schon zum „Sami-chlaus“, wenn sie recht viel beteten.

„Vater unser, der du bist im Himmel —“

Da geht die Dame mit dem roten Sonnenschirm, die schon seit dem Frühling in der „Krone“ zur Kur ist, und von der der Franzli behauptet, sie sei eine Kaiserin, vorüber. Sie fragt, wo der Kleine sei, mit dem „Chruselichopf“.

„Er ist jetzt im Himmel“, deklamiert das Agnesli ehrfurchtsvoll, „aber zu Weihnachten bekommen wir ihn dann wieder.“

„So, so!“ sagt die ‚Kaiserin‘, zieht einen kleinen Papiersack voll Zuckertugeln hervor und gibt allen davon. Dem Serafineli vertraut sie den Rest an, den solle es später verteilen. Aber sie beschließen einstimmig, ihn für den Moysi aufzusparen.

Die Blätter sind gefallen. Die „Kaiserin“ mit dem roten Sonnenschirm, der letzte Gast in der „Krone“, ist abgereist. Bald schneit es vielleicht zum ersten Mal, und dann kommt Weihnacht bald.

Die Geschwister beten jeden Abend mit recht lauter Stimme und sind gehorsam und brav.

Das heißt: wenn man aufrichtig sein will: Es fällt ja mancherlei vor, was nicht sein sollte. Einmal hat der Franz das Berteli geschlagen. Das habe der liebe Gott nicht gern gesehen, sagte die Mutter. Und dann — was hat erst das Agnes angestellt!! — Das hat in einer schwachen Stunde alle Zuckertügelchen aufgeschleckt, die man im Schrank für den Bruder aufbewahrte! Oft und oft hatte man sie betrachtet und Rat gehalten, ob man nicht wenigstens noch die Hälfte davon verteilen wolle — und dann hatte man doch der Versuchung widerstanden. Da ging eines Tages im Geheimen das Agnes, fiel darüber her und aß sie ganz allein sauber auf.

Diese Entrüstung! Und zuerst zeigte es nicht einmal Reue! Sah bei allen Vorwürfen steif in eine Ecke und sagte kein Wort. Aber dann fing's doch plötzlich bitterlich zu weinen an und fragte die Mutter, ob der Moysi deshalb jetzt vielleicht nicht komme. Es schluchzte so erbärmlich, daß die Mutter zuletzt sagte, sie glaube, das mache nichts. Der Moysi habe im Himmel, wo immer Weihnachten sei, sicher so viel Zuckerzeug bekommen, wie er nur gewollt.

Nun, auf jeden Fall — es ist merk-

würdig: Der „Samichlaustag“ kommt — ein ganzer Regen von Nüssen fliegt durch den Türspalt in die Stube; aber der Mionsli zeigt sich nicht. Auch zu Weihnachten warten sie vergeblich. Da entsteht große Aufregung! Die Mutter tröstet sie — sie sollen nur ja die Hoffnung nicht sinken lassen, es sei jetzt zu kalt für die Reise; aber der Mionsli komme ganz gewiß in einigen Tagen.

Und siehe da! Am Neujahrmorgen tritt der Vater in die Schlafkammer der Kinder und sagt, sie sollten aufstehn, der Bruder sei jetzt da.

Dieser Lärm!

Der Franz ruft aufgeregt, der Mionsli solle herunter kommen, und fährt dabei mit Eifer in seine geflickten Höslein.

Das könne er nicht, entgegnete der Vater, er sei wieder ganz klein, wie die Kinder immer seien, wenn sie vom Himmel herunterkommen, weil sie ja sonst die Englein nicht zu tragen vermöchten auf einer so weiten Reise.

Während sie sich anziehen, stellen sie fest, daß das nun schade sei. Da müsse man jetzt lange warten, bis man wieder etwas Rechtes mit ihm spielen könne. Aber sie steigen doch selig die Treppe hinauf und poltern ins Zimmer.

Die Mutter liegt im Bett und hält den neuen Mionsli im Arm. Ja — er ist allerdings noch klein, hat ein gelbes, verrunzeltes Gesicht, und man kann sich kaum denken, daß dieses Kind jemals wieder zum richtigen Mionsli heranwachsen werde, wie die Mutter meint. Und nun fängt es noch an zu schreien, was der frühere Mionsli nie tat! Der lachte immer.

„Wir gehen unterdessen ein wenig hinunter“, sagt der Franzli. Man weiß nicht, meint er: so lange, bis der neue Mionsli ausgeschrieen habe, oder bis aus dem neuen Mionsli wieder der alte Mionsli geworden sei.

Etwas niedergeschlagen folgen ihm die andern.

In den nächsten Tagen schreit das kleine Kind viel, und es heißt, die Mutter sei krank, man dürfe nicht hinauf und müsse ruhig sein.

Ach, es kommt im Leben oftmals anders als man denkt.

Und dann stirbt die Mutter, und es

gibt wieder „Begräbnis“. Nur, daß es dieses mal schneit statt regnet und daß die Kinder laut weinen und das Agnesli erklärt, es wolle nicht mitgehen, es habe „Begräbnis“ nicht gern.

Sie besitzen jetzt halt schon ein wenig Lebenserfahrung.

Die Blättler-Marie, deren Mann seit einiger Zeit in einer Anstalt ist, kommt zu ihnen herauf, kocht und wirtschaftet.

Die Kinder drehen sich nicht mehr um und rufen „Mutter“! Sie wissen ja, was „Begräbnis“ für Folgen hat. Die Mutter ist beim lieben Gott, und mit dem Wiederkommen ist das so eine Sache.

Je länger der Mionsli nämlich im Hause ist, desto klarer wird es ihnen, daß der liebe Gott sich geirrt hat, und daß das ein ganz fremdes Kind ist, das man nicht kennt. Es hat ein bleiches längliches Gesicht und spärliche, dunkle, glatte Haare; es sieht immer verdrießlich aus, schreit viel, und die Tante sagt, es habe die „englische Krankheit“.

Der Franzli, das Serafineli, das Agnesli, das Berteli und das Anneli schleichen traurig umher und hegen einen tiefen Groll gegen das fremde Kind, das da so vom Himmel herabgekommen ist, aus Versehen — und nun da bleibt, als gehöre es dazu — und schreit — und sogar die „englische Krankheit“ hat.

— — — — —  
Nun blühen die Bionli. Der Franz muß in die Schule. Er hat einen mächtigen Stolz und meint, er sei mehr als die andern. Sein Banknachbar ist sein Busenfreund, für die Geschwister hat er wenig Zeit mehr übrig.

Das Serafineli und das Agnesli müssen der Blättler-Marie viel im Haushalt helfen, abwaschen und abtrocknen und den Tisch decken und des Vaters schmutzige Schuhe putzen, in denen er auf den Markt geht und in die Wirtschaft. Sie dürfen am Abend selten vors Haus.

Das Berteli und das Anneli haben mehr Freiheit. Sie spielen oft des Abends ein wenig unter der Haustüre mit der alten, lang vernachlässigten Puppe; aber es ist nur ein halbes Vergnügen, so allein! — Und das trauliche Lampenlicht fällt auch nicht mehr aus dem Fenster auf die

Wiese hinaus; denn die Tante hat böse Augen und kann die Helle nicht ertragen.

Es ist alles dunkel, still und traurig.

Und so vergeht die Zeit. Der neue Mopsli wächst langsam heran, und es wird immer deutlicher, welcher ungeheurer Unterschied zwischen ihm und seinem Vorgänger besteht. Die Geschwister meiden ihn, sprechen nicht zu ihm außer wenn es unbedingt notwendig ist, und dann nennen sie ihn nicht „Mopsli“, sondern kurz und barsch „Mopsi“. Er zuckt zusammen, sieht sie halb ängstlich, halb ärgerlich an und ist froh, wenn sie ihn wieder in Ruhe lassen.

Am liebsten ist er im Garten, wo er sich hinter den dichten Hecken wohlgeborgen fühlt vor den feindlichen Gewalten. Da lebt er wie einer der goldgrünen Käfer, die um ihn herumkrabbeln. Er läßt sich von der Sonne bescheinen, sitzt still oder kriecht auf allen vieren ziellos ein bisschen im Kreise herum.

Er ist so klein, so winzig, so unbeholfen; fast scheint es, als könne er aus seiner Tiefe mit den schwachen Augen noch nicht bis zum hohen Himmel aufblicken — und die Welt ist für ihn beim Gartenhag zu Ende.

Doch was nützen uns großen Leuten die scharfen Augen und die neugierigen Brillengläser. Wir sehen ja doch auch nur ein kleines Stückchen weit in den Himmel hinein und wundern uns, daß er so tief, so unermesslich ist, und sinnend und grübelnd, was wohl auf seinem tiefsten Grunde verborgen liege.

Und was nützt es uns, daß wir bis zur nächsten Wegbiegung gehen dürfen! Wir treffen mehr Trauriges als Frohes!

Er hat es gut, er sitzt ruhig in der warmen Sonne, wenn sie gerade scheint!

Und wenn es regnet?

Dann hat der Mopsli auch seine Unterhaltung. Er sitzt in der Stube am Fenster und vergnügt sich mit einem Papier, worauf eine Dame gemalt ist, die eine Zigarette raucht. Diese Tatsache scheint zwar den Mopsli nicht zu interessieren, vielleicht ist sie ihm sogar gänzlich unbe-

kannt. Er schwelgt lediglich in den Farben, in dem leuchtenden, sonnenhaften Rot und Gelb. Bald sieht er das Bild von rechts an, bald von links, bald stellt er es auf den Kopf, bald streckt er es mit seinen dünnen Armchen weit von sich und läßt das Licht durchscheinen. Und das ernsthafte Gesicht, das er dabei macht!

Er ist ein merkwürdiges Kind! —

Im August werden die Tage sehr heiß und Mopslis Armchen immer dünner, sein Gesicht immer gelber. In den Nächten schreit er Mark und Bein erschütternd. Dann wird er auf einmal ganz still; gerade, als der Franzli, der seit einiger Zeit in die zweite Klasse geht, mit seinem Busenfreund die Frage besprochen hat, ob man den Schreihals nicht in den See werfen könnte, damit er wieder in den Himmel ginge, wo er hergekommen sei.

Er zog es vor, selbst zu gehen, und es gibt also zum dritten Mal „Begräbnis“. Dieses Mal scheint die goldene Sonne, und schneeweiße Sommervögel treiben auf dem Friedhof ihr Wesen. —

Wie der Vater, der jetzt noch öfter, als zur Zeit, da die Mutter lebte, in die „Krone“ hinübergeht, von wo er erst spät, heiteren Sinns, aber auf unsicheren Füßen heimkehrt, die Kinder eines Tages fragt, ob er ihnen nicht eine neue Mutter bringen solle, schütteln sie ablehnend die Köpfe. Sie sind halt durch Erfahrung klug geworden und wissen schon früh, was ändern oft spät erst zum Bewußtsein kommt:

Wenn dir je auf deinem Lebenswege etwas Schönes begegnet ist, das dich lieb und traulich angeblickt hat, so daß dir ganz warm ums Herz wurde — und das dann nach den ewigen Gesetzen an dir vorüberging und in unbekannter Ferne wieder verschwand — wolle es nicht zurückschrecken!

Der neue Mopsli war nicht der alte Mopsli, und die neue Mutter, die dann eben doch ins Haus kam, war nicht die alte Mutter ...

Ach — aber es war schön zur Zeit, da man noch nichts von „Begräbnis“ wußte.

Die raffiniertesten Schmeichler umhüllen ihr Gift nicht mit Honig, sondern mit derbem Hausbrot.

Das Groben des Schmerzes in unserm Herzensacker tut weh. Aber die Tiefe brauchen wir.

Mse Franke.